

*) † 9. Juni 1865.

Wenn sie dauerhafte Gesundheit verschaffen. Die Schalen um Wittern unter die Obstbäume gestreut, verschaffen reiche Ernten. In Schwaben muß es für das gute Geratete des Hühnerstalles zum Fest bedacht sein, in Bayern für das dem ähnlige Klößenbrot. Die Wähe, die im Boden dieser Erde gewonnen wird, macht das Land fruchtbar. Schweinefleisch mit Hühner und Bäckerei, das sogenannte „schlechte Himmelsreich“ bekommt der weitreisende Wehnachtsmann in Schwaben zu essen, in anderen Gegenden gibt es Karpfen. Er hat also reichlich Gelegenheit, sich eventuell den Wagen zu verderben. Schließlich ist in Schwaben und Thüringen nach den Wehnachtsfesten und Wehnachtsfesten zu sehen, in Schwaben nach den „Springerle“, am Rhein nach den „Printen“ und „Spekulatius“ und im allgemeinen für Rüsse, Honig und Lebkuchen.

Für seine ausländischen oder gar Ozeanreisen bedient sich in unserer Zeit der Wehnachtsmann nun natürlich des neuesten Verkehrsmittele, des Luftschiffes. Er fliegt damit über Länder und Erdteile, um Millionen und aber Millionen Menschen zu erfreuen und auf ihre Herzen einzuwirken. In weiter Ferne landet er da auf Wäldern oder einsamen Eilanden, wo er die Ozean, wo um diese Zeit die Rosen blühen und Leuchtküfer durch die Luft kommen. Still und im eigenen Kreise sich der Felsen hingehend, trifft er die einen, während andere, auf Kuba beispielsweise, reich wie arm, vergnügt essen, trinken, singen, tanzen, lachen bis die Gloden zur Erde rufen. In Italien wohnt er den jeronimischen Gottesdiensten und Armenleistungen in den Kirchen bei. — In Rußland begrüßt man ihn als „Wehnachts-großvater“ und hier ist kein Gabenpäckchen nicht klein. Weniger ist in Frankreich zu tun, wo er in den Kirchen der Witternachtsmesse beiwohnt, dann jedoch sich nach England begibt, weil der Franzose sich hauptsächlich dem Vergnügen widmet. In England steht das Fest im Vordergrund. Der Charakter der Witternachtsfeier, der in keinem Haushalt fehlt, trampelt hier das Fest wieder zum Familienfest.

Im Lande Galiläa

Von Anton Lücke.

Noch einmal fällt der Blick auf die Stadt Jerusalem. Zinnen, Türme, Ruppeln und weiße Mauern schimmern im Morgenlichte. Von uns das Auto den Berg hinan nach Norden in das Land Galiläa bringt. Wie eine Woge drängt sich noch einmal die Erinnerung an das Gesehene auf, und man preist die erlebnisreichen Stunden an den heiligen Stätten. Bald entschwindet die Stadt den Blicken. Vom höchsten Punkte kann jetzt das Auge über weites Land schauen. Farbenlos liegt das hügelreiche Galiläa vor dem Blick, anders ist hier die Landschaft als auf der Fahrt zum Toten Meer, wo sich stundenweit sonnenverbrannte Steinberge ausbreiten. Es scheint, als öffne sich in dieser galiläischen Landschaft langsam und gebieterisch eine zusammengepreßte Hand. Alles erscheint plötzlich mild und freundlich, denn jedes Fleckchen Erde ist hier geschicklicher Boden. Einst lagerten hier massenhaft die Legionen des Titus. Mächtig steht und entschwindet der Nebel Samuil mit einer Moschee über dem Grabe Samuels, Gibe Benjamin, die Heimat des alten Saul, das Dorf el Bire, wo noch eine Kirchenruine aus der Kreuzritterzeit träumt. Dann kommt das Dorf Betin, das alte Bethel der Bibel, wo einst die Stifftshütte stand, die Ruine des Beduinenschlosses Kafr Verbaal, die Räuberquelle, der Jakobbrunnen, wo Christus einst das Gespräch mit der Samaritanerin hatte und wo sich noch eine Ruine aus der ersten christlichen Zeit befindet. Endlich das Grab Josefs, des Sohnes Jakobs. Man mühte auf diesem Wege mit der Bibel in der Hand reisen, so zahlreich sind die denkwürdigen Stätten. Hier hat einmal dreihundert Jahre lang die Bundeslade gestanden; hier wurde einmal der Tempel mit dem goldenen Kalbe zerstört; hier fiel Judas, der Makkabäer, gegen die Uebermacht der Feinde. Hier war die Heimat der Samaritaner, und die Gräber vieler Propheten des alten Bundes sind hier zu finden. Wasser-schöpferinnen kommen an den Stroßenbrunnen, schön und schlank von Wuchs. Uralte Oelbäume, die wie feingefiltes Gitterwerk arabischer Kunst aussehen, träumen von alter Geschichte, die sie in Jahrhunderten miterlebten. Sie tranken das Blut, das dort von der Zeit der jüdischen Richter bis zu den Kreuzfahrern in langen bitteren Fäden gelaufen ist. Schimmernde Pastellfarben hängen in die Landschaft, rot, blau und gelb. Grün gebettet liegen die

Dörfer im hügeligen Gelände, da und dort leuchten im Sonnenschein schlanke mohammedanische Minarets. Es klingt ein Lied durch diese Landschaft: das hohe Lied der Liebe. Verschlossen mutet Nablus an, das alte Sichem der Bibel, wo in den letzten Jahren bedeutende Ausgrabungen stattgefunden, und wo das Erbe der jüngst große Zerstörungen anrichtete. Oliven-, Feigen- und Drangenbäume umgürten die alte Mohammedanstadt. Noch haust hier der Rest des alten Samaritergeschlechtes und schlächtet auf dem Berge Garzim jedes Jahr seine Opfer wie einst die Juden des alten Bundes. Nach langer Fahrt tritt die stolze Kuppel des Berges Tabor in den Gesichtskreis. Eine weiße Straße windet sich in Serpentinlinien hinauf zur Höhe der Verkündigung; dann hebt sich aus dem bunten Beschleier der Bergkuppen Galiläas die Stadt Nazareth heraus. Wie beglückend wirkt ihr erster Anblick! Wie frei wird die Seele, wenn sie hineintaucht in den Zauber dieser Stadt, die mehr noch als Bethlehem die hauchfeine unberührte Kindlichkeit in sich birgt. Weiße Häuser breiten sich an den Bergabhängen aus; Zypressen sprechen eine türkische Muttersprache. Der Rhythmus einer italienischen Landschaft ist hier zu spüren. Von der Höhe herab schaut der Blick über den See Genezareth, Tiberias, das alte Kapernaum, auf das weite Tal und die große Fruchtbarkeit des weiten Hügellandes. Dunkelbraune Schulkinder in malvenfarbenen Kleidern laufen auf den Wegen. Spitzenarbeiterinnen stehen mit ihren Waren vor der Verkündigungskirche. Schön sind Nazareths Frauen; in ihren Augen strahlt noch etwas von dem Madonnenglanz, der ihrer Stadt zur Verhüllung verhalf. Noch ist der Brunnen vorhanden, wo einst die Heilige Jungfrau ihr Wasser holte; die Töchter Nazareths tun es heute noch. Unten in der dämmernden Grotte der Kirche ruht ein Flüstern die beglückend alte Geschichte von der Verkündigung. Zuweilen erwidert man vor sich selbst, wenn man diese hauchartigen Stimmungen aufnimmt. Man muß sich aus der Wirklichkeit ganz herausdenken, um diesen seinen Kristall der Erinnerung ganz zu besitzen, der alle Strahlen beglückender Stunden in sich vereinigt. Glücklich, wer diesen Kristall von leuchtender Schönheit mit sicheren Händen in das Dunkel der Wirklichkeit und den Alltag bringen kann.

Ein denkwürdiger Weihnachtsbaum

Von Dr. Julius Fasia-Eismar.

In dem unscheinbaren Fellachendorf Matariya, etwa 8 Kilometer nördlich von Kairo, befindet sich eine der ältesten christlichen Reliquien, deren Verehrung nach Professor von Tischendorf gründlichen Untersuchungen bis ins achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreicht: der sogenannte „Marienbaum“, eine breitästige Eukalyptus (Maulbeerbaum), eine knorrige, dickschalige, zerfressene Stamm. Die christlichen Bewohner des Pharaonenlandes, namentlich die Deutschen, nennen ihn aus wegen seiner Beziehung zur Geburt Christi den „Weihnachtsbaum“ und pflegen am Weihnachtsfest dem ehrwürdigen Baum einen Besuch abzustatten, der um so interessanter ist, als um diese Zeit die unteren Nilländer sich des herrlichsten Frühlingwetters erfreuen und die Gegend um Matariya zu den fruchtbarsten und amutlichsten des ganzen Nillandes gehört. Außerdem wird durch eine direkte Bahnverbindung der Besuch der merkwürdigen Stätte ungemein erleichtert. Wenn man freilich die typische ägyptische Landschaft mit ihren üppigen Mais- und Weizenfeldern, ihren fast strotzenden, riesenhaften Raktusfeldern, den schlan-

ken, breitblättrigen Pananen, den wasserpendenden Sakkas, durch Büffel in Bewegung gesetzten Schöpfwerken, alles in jenes unschöne, blickende Licht der Wüstennähe getaucht, im vollendeten Urbilde vor sich sehen will, empfiehlt es sich, entweder zu Fuß oder zu Wagen auf bequemer Fahrstraße den Ort aufzusuchen. Durch die modern europäische Vorstadt Kairo, an den ausgedehnten Militärkasernen vorbei, das astronomisch-meteorologische Observatorium zur Linken lassend, führt der Weg bald auf freies Feld, ein Schlachtfeld, wo zweimal um die Herrschaft über dieses Fleckchen Erde gekämpft wurde: zuerst unter Schem 1., Sultan des türkischen Reiches, der im Jahre 1517 hier die Mameluken besiegte und Ägypten unterwarf, dann unter dem französischen General Kleber, der im Jahre 1800 hier in der Schlacht bei Helwan die sechsache feindliche Uebermacht der vereinten Engländer und Türken vernichtete und sich so den Einzug in die ägyptische Hauptstadt erzwang.

Jetzt bietet das einstige Schlachtfeld ein Bild des Friedens, und bald wird uns, üppige Drangenbäume durchschneidend, in deren Dunkel, mit leuchtendweißen Blüten untermischt, die goldenen Früchte glänzen, an unserem Ziele angelangt zur Rechten der im vollsten Blüthenstand stehende dufterfüllte Garten, in dessen Mitte, von zahlreichen Besuchern und baskisch heischenden Arabern umlagert, der „Marienbaum“.

Was hat es aber mit der unscheinbaren Eukalyptus für eine Verbindung? Die Legende erzählt hierüber folgendes: Die heilige Familie war mit dem Christkinds, dem der südländische König Herodes nach dem Leben trachtete, nach Ägypten geflohen. Herodes aber hatte sogleich seine Häupter nachgesandt, die den Flüchtlingen unausgesetzt auf den Fersen blieben. Eines Tages, als Joseph sich entfernt hatte, gewahrte die heilige Jungfrau, das Jesuskind auf dem Arme, mit Entsetzen die Verfolger hinter sich in unmittelbarer Nähe. Rings offenes Feld, kein Haus, kein Versteck in der Nähe, das einzige, was ihr spähendes Auge entdeckte, war eine dickstämmige Eukalyptus, die wie lockend ihr dichtes Gezweig ihr entgegenstreckte. Indem sie, wie von einer inneren Stimme getrieben, zu dieser flüchtete, bemerkte sie, wie plötzlich der Stamm sich öffnete. Sie verstand den rettenden Fingerzeig des Himmels und verschwand sogleich mit dem Kinde in der geräumigen Höhlung. Aber auch den Häuptern blieb sie mit ihrem kostbaren Schatz verschwunden, denn eine Spinne hatte sofort ihr dichtes Netz über die Öffnung gewoben. Unverrichteter Sache kehrten die Häupter zu Herodes zurück. Der dicht im Baum hervorquellende Quell leistete dem Kinde in der geräumigen Höhlung. Aber auch den Häuptern blieb sie mit ihrem kostbaren Schatz verschwunden, denn eine Spinne hatte sofort ihr dichtes Netz über die Öffnung gewoben. Unverrichteter Sache kehrten die Häupter zu Herodes zurück. Der dicht im Baum hervorquellende Quell leistete dem Kinde in der geräumigen Höhlung. Aber auch den Häuptern blieb sie mit ihrem kostbaren Schatz verschwunden, denn eine Spinne hatte sofort ihr dichtes Netz über die Öffnung gewoben. Unverrichteter Sache kehrten die Häupter zu Herodes zurück. Der dicht im Baum hervorquellende Quell leistete dem Kinde in der geräumigen Höhlung.

Es ist sehr interessant, einen Bericht von einem Besuche jener denkwürdigen Stätte durch einen französischen Geistlichen, den Herrar Bausleb von Fontainebleau, aus dem erwähnten Jahre 1672 zu entnehmen. Damals war dieser Geistliche, „war ich in Gesellschaft einiger französischer Kaufleute in dem Dorfe Matariya“, so schreibt er, „auf dem Wege nach Kairo, um die Stätten des Marienbaums zu besuchen, die uns Herr Jesus Christus eine allerheiligste Mutter durch ihre Gegen-

wart geweiht haben, und zugleich auch den Garten, wo ehemals die Balsambaude geblüht. Wenn man in den Hof eintritt, so bemerkt man zur Rechten ein kleines türkisches Bethaus, das auf den Ruinen einer koptischen Kirche errichtet wurde. Hier befindet sich ein kleiner Wasserbehälter. Die Kopten halten daran fest, daß die heilige Jungfrau hier die Wunden ihres geliebten Kindes zu waschen pflegte. Auch ließ sie es, während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war, sich in eine Maueröffnung setzen, eine Stelle, wo die Gläubigen ehe dem die Messe zu beten pflegten ganz nahe dabei befindet sich der wunderbare Brunnen. Die Tradition der Kopten erzählt in Uebereinstimmung mit einigen mohammedanischen Schriftstellern, daß unser Herr in diesem Brunnen gebadet wurde und durch ein Wunder dessen Wasser seinen Wohlgeschmack und seine Güte verlor. Nachdem wir aus Ehrfurcht von diesem heiligen Wasser getrunken hatten, traten wir in den eigentlichen Garten ein. Man sah ehe dem in ihm eine Eukalyptus, die nach der Ueberlieferung der Kopten sich spaltete, um in ihre Höhlung unsere Herrn und seine allerheiligste Mutter einzulassen, als sie von den Soldaten des Herodes verfolgt wurden. Man sagt auch, daß beide, als sie sich in dieser Höhlung befanden, gerettet wurden, und zwar durch das Gewebe der Spinne, das sie bedeckte und sehr all schien, obgleich es eben erst entstanden war.“ Als wir Abschied nahmen von dem denkwürdigen Weihnachtsbaum, verank die Sonne eben in unbeschreiblicher Pracht hinter den drei großen Pyramiden von Gizeh im endlosen Sandmeere der ägyptischen Wüste. Das war ein Farbenpiel, ein Lichterglanz, den nur das Land des alten Sonnenkultus kennt: erst im glühendsten Purpur leuchtend, färbten sich die Pyramiden allmählich mit dem reinsten Violett und zuletzt Rosa, bis die Schatten der Nacht sie arsten Mäcken entzogen. Heute wurden wir es lebhafter als je zuvor inne: das Weihnachtsfest ist das Fest des Lichtes und des Lebens.

Fremde Weihnachten

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Im Quabarrama.

Die Dunkelheit dämmert aus dem Tale hinauf, weht graue Schleier, verneigt sich mit dem Staube, kriecht die Hügel entlang, verläßt die bunten Farben am Himmel und bildet über der Erde ein großes schwarzes Zelt. Von den schneebedeckten Gipfeln der Berge hauchen feuchte Wolken mit Nebelfingern in die Tiefe. Die Eichen, in deren Wäldern winter-schlaftrunkenen Eulen nisten, knarren und die Eukalyptusbäume mit ihren frohgemelten langen Wäldern rauschen vor der Paläda. Vor der Tür stellen die Hunde, und Maultiere stampfen. Im großen schmucklosen Raume des Gasthofes flackert im Ofen ein riesiges Feuer. Durch den weiten Schlot spritzen Funken zum Nachthimmel empor, aus dem die Sterne mit gleichgültigen, brillanten Augen hinabschauen da ihnen alle Dinge im Weltensraum schon von Ewigkeiten her bekannt sind. Am Feuer steht die Wirtin und blickt einen großen Eierkuchen. Die Männer mähen sich die steif gefrorenen Hände am Herd und schauen nachdenklich in die sprühenden Flammen. In der Ecke um das glimmende Kohlenbecken drängen sich die Kinder, und die Großmutter, die den Hof von der Spindel langsam durch ihre melken Finger gleiten läßt, erzählt ihnen Geschichten. Es ist die Nacht der Winterwende, die Weihnachtsnacht, in der die Geister umgehen dürfen und in der die Hegen Freiheit haben. Sie deutet auf die Ruinen am Hügel, die als Luginsland durch Jahrhunderte stehen und von der mit dem Schwenden des Menschengeschlechtes nur wenige Steine abdrücken. Dort hatte früher ein böser Ritter gewohnt, dessen Gespenst noch eben in den Sturmnächten umgeht, aber jetzt steht dort eine Madonnafigur, und da müssen die bösen Geister fliehen.

Die Kinder kennen keinen Weihnachtsbaum, aber der Vater hat ihnen aus der Stadt einen schönen Krippenaufbau mitgebracht. Hellrot bemalt liegt das Jesuskind in vergoldeter Wiege. Darüber schweben Engel aus bunter Puppe, und der Heilige Joseph und die Mutter Gottes knien andächtig vor dem lächelnden Heiland. Jedes der Kinder hat eine kleine Wachskerze angezündet und vor der Krippe aufgestellt. Daneben sind allerlei Süßigkeiten Turron, Marzipan und Frägen aufgebaut. Es ist einsam, und doch feierlich in der Weihnachtsnacht unter diesen harten und abergläubischen Leuten mit den meltschmelzenden Herzen, von denen die meisten weder lesen noch schreiben können. Kindliche Lieder und Gesänge um die



Posada, die Maultierreiter hören die Rufe der bösen Geister. Ein kleines Mädchen hebt mutig eine geweihte Kerze zu den matten Fensterheben und weist mit dem Licht in die Dunkelheit hinaus. „Ihr könnt uns nichts anhaben Teufel und Dämonen“, ruft sie in die Nacht, „Christus ist uns geboren, seht, da liegt er in der Krippe!“

Weihnachten ohne Christus.

Es gibt ein Land, wo es keinen Gott und keinen Heiland geben soll, wo man an ihrer Stelle den Atomton vergöttert und der Welt ihre Seele geraubt hat. Trotzdem führt die Sonne dort, sich in ihrem erhabenen Kreislauf zu drehen, und alles Leben und alle Seelen bleiben im Logos des Lichtes. — Die Feier des christlichen Weihnachtsfestes konnte im Reiche der Sonjets verboten werden. Man konnte die Kirchen schließen und die geweihten Geräte an den Weiblichen verkaufen, an Händler, die den Anspruch des Kaisers Tiberius „Non olei“ wohl kannten, und die den Blutgeruch der ihnen anbotete, nicht merken wollten. Aber man konnte die Weihnachtsweibe in den Herzen der Frommen nicht verbieten. Es ist Weihnachtsabend in den Gefassen der Außerordentlichen Kommission. In einem weiten Raum sind hunderte von Gefangenen zusammengepackt. Auf den hölzernen Brettern tummeln sich Wanzen und Läuse, auf den Holzstücken in der Mitte stehen die Reste von ungenießbaren Speisen. Am Ausgang reihen sich stumpe Soldaten. Trauen rathen Autos, die die zum Erschießen bestimmten Opfer hinaus auf die Petronia führen werden. Dort werden die von der Tscheka Verurteilten im hartgeordneten Boden ihr eigenes Grab schaufeln, und dann werden gedungene Chinesen und lettische Freiwillige auf sie ein Scheibenschießen eröffnen, bis sie von vielen Kugeln durchbohrt in die Grube fallen.

Und doch herrscht Weihnachtsstimmung im Gefängnisraum! Nur den Schwachen flößt der nahe Tod Schrecken ein. Die Meisten erwarten ihn wie einen treuen Bruder, der sie sanft an die Hand nehmen und aus all dem Groll in ein Land des Lichtes entführen wird. Um einen gefangenen Erzbischof haben sich viele der Verhafteten der Außerordentlichen Kommission verammelt und hören zu, wie er ihnen vom Gott der Liebe erzählt, der heute der Menschheit geboren. Er sagt, wir sollen unsere Feinde lieben und für sie beten, denn die Liebe ist stärker als der Haß. — Kommissare betreten den Raum und machen einige höhnende Bemerkungen, sie prophezeien dem Bischof, daß ihm bald Engelsflügel wachsen und er gen Himmel werde flattern können. Aber die gerümpelten Gesichter sehen ihn so vornehm abweisend an, daß er sich schimpfend zurückzieht. Nun kommt die Nacht. In den Korridoren klirren Waffen, und ein Zug Soldaten besetzt die Tür. Ein junger lettischer Kommissar tritt vor und verliest die Liste derer, die sofort erschossen werden sollen. Weber Proteste noch Bitten werden laut. Ruhig legen die, die in den Tod gehen werden, ihre wenigen Sachen zusammen, die die Henker bald als Belohnung für ihre Blutarbeit erhalten werden. Der Erzbischof hat das Los getroffen. Ein Soldat feuert ihn mit einem Kolbenstocke zur Erde an. Als Antwort lächelt der Bischof und hebt über ihm leuchtend seine Hände. Da verklärt sich das Gesicht des Soldaten. Und wieder segnet ihn der Bischof und verkündet ihm, daß heute der Heiland geboren. Dann schließt sich der Zug der Soldaten um die Verurteilten. Abschieds- und Segensworte werden laut, dann klirren Schlüssel, und die, die da herben sollen, fahren getrostet und ruhig in die klare Weihnachtsnacht hinaus, dem Heiland entgegen.

Das mittelalterliche Strippenspiel

Die ersten Zeugnisse über eine besondere Feier der Geburt Christi stammen aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Es begann mit dem liturgischen Gesänge in der

Kirche; die einzelnen Rollen wurden auf verschiedene Geistliche verteilt. Aus dieser Wurzel heraus haben sich dann Weihnachtsfeier und Weihnachtsspiel in den mannigfaltigsten Arten entwickelt. Die einfache feierliche Form fand innerlich, im Gotteshaus statt, wobei die Jungfrau Maria anfänglich aus frommer Scheu durch ihr Bild auf dem Altar, die übrigen Personen: Josef und die Hirten durch Kleriker dargestellt wurden. Dabei hielt sich die Feier eng an die biblischen Worte — Mit der Zeit löste sich das Spiel vom Gottesdienste los; die Darstellung wurde realistischer; die drei Könige aus Mohrenland, der böse Herodes und sein Hofstaat traten auf; die Regie gestaltete sich bunt und lebhaft.

Verühmt ist das Weihnachtsspiel, das auf dem Konstanzer Konzil im Jahre 1414 vor dem Kaiser Siegmund veranstaltet wurde. Damals traten englische Prälaten als Darsteller auf. Viel einfacher, aber naturwahrer war die Hirtenszene gewesen sein, die der Heilige Franz von Assisi (geboren 1182) einst im Walde darstellte: er benutzte dabei ein lebendiges Kalbchen und ein ebensoes Eselchen. — Aus dem 13. Jahrhundert stammt das Benediktiner Weihnachtsspiel. Darin sind von einer phantastischbegabten Dichterseelen alte und neue Legenden und Gebräuche miteinander verweben.

Ein Weichhüter der heiligen Familie

In zahlreichen Volkstheatern Neapels und der umliegenden Städte Campaniens gelangt alljährlich ein beliebtes, uraltes Weihnachtsspiel zur Aufführung, in dem die komische Figur des Azzullo eine wichtige Rolle spielt. Der Name dieses sonderbaren Heiligen läßt sich nicht ins Deutsche übertragen. Er ist ein Mann, der sich in allen Verfassungen versucht, oft Summe leidet, aber nie seine fröhliche Laune verliert. In jenem italienischen Weihnachtsspiel werden Joseph und Maria von Pluto, dem dämonischen Gott der Unterwelt, der Finsternis, verfolgt. Der Dämonenführer behauptet den Unhold mit blankem Schwerte. Aber der eigentliche Hater, gewissermaßen der getreue Eckart des Elternteams, ist doch Azzullo. Er ruht sich sicher über die todbenden, von Pluto aufgeweilten Fluten des Jordan. Als Jäger belauscht er den Blutraut, den Pluto im Walde mit seinen Gefellen hält. Er tödtet die ideohliche Schlange, die der Unhold ausgesandt hat, Maria zu verschlingen. Als der finstere Gott in die Gestalt eines Herbergsweibes schlüpft, um die verwirrte Maria im Wirtshaus umzu-bringen, schleicht sich Azzullo als Aufwärter ein und rettet, vom Erzengel unterstützt, die Verfolgte. So wenig wie in dem mittelalterlichen geistlichen Drama tut in diesem italienischen Weihnachtsspiel die Komik der Weibe des Festes irgend welchen Abbruch, und das biedere Volk verfolgt mit Andacht das Schicksal der heiligen Familie.

Schlangenanbetung

Von Hannah Fehner-Rhien.

Schon im ersten Morgenrauschen der Menschheitsgeschichte begegnen wir der zügelnden, dahingleitenden oder aufrecht stehenden Schlange. Dämonie und Geheimnis umgeben sie. Bald stellt sie die Göttin der Weisheit des Reichthums dar, bald den gefürchteten Gott, den zweihäuptigen Schlangenkönig. Von Ägypten und Griechenland bis China, über den Stillen Ozean hinweg in den nordamerikanischen und südamerikanischen Indianerstaaten ist die Schlange der Gegenstand der Anbetung, das Symbol geheimer Macht. Um den Stab des Askulap ringelt sich die Schlange, und auf den Kronen altägyptischer Könige tragen zwei Schlangenhäupter. Wohl kaum in einem anderen Lande haben sich Schlangenglaube und Schlangenkult so erhalten wie in Indien. In der düsteren Tiefe des Urwaldes liegt unter zwei verdunstenden Bäumen der Schrein, der das dunkle, züngelnde Schlangenbild birgt. Stets neigen sich fromme Wallfahrer, die ganz Indien von Schrein zu Schrein durchpilgern in frommer Verklärung. In den Händen tragen sie Milch, Butter und Reis. An den mächtig ausbreiteten Wurzeln der Niesensbäume knien sie nieder; jeder kennt seine bestimmten Schlangengötter, von denen er unter zahllosen Jermomien seine Opfer niederlegt. In den Tempeln der kleinen Dörfer, in den kahlen Raktusfeldern, welche die Feinheiten des Lebens ausschließen, haufen die Schlangen

